



„Den Nazis eine schallende Ohrfeige versetzen“

Zeitzeugen erinnern sich

Elke Stenzel (Hg.)

F Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Elke Stenzel (Hg.)

„Den Nazis eine schallende Ohrfeige versetzen“

Elke Stenzel (Hg.)

„Den Nazis eine schallende
Ohrfeige versetzen“

Zeitzeugen erinnern sich

ISBN 978-3-86596-254-6

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2009. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Bis auf die Abbildungen 12 und 14 aus Kapitel 2 und Abbildung 17
aus Kapitel 3 stammen alle Abbildungen und Dokumente aus Privatbesitz.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Leipzig.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

„Warum soll man eigentlich über die eigenen, sehr persönlichen Erfahrungen zu einer Generation sprechen, die ein ganz anderes Leben führt und für die sie längst vergangene Geschichte sind? Meine Antwort darauf ist: Wenn man sie nur als interessante Geschichte sehen will, dann gibt es für mich keinen Grund darüber zu reden. Wenn man über sie als Warnung für das Hier und Jetzt berichtet und zeigen kann, dass die Gefahr besteht, durch eine neue Ideologie unmündig gemacht zu werden, wenn es so erzählt wird und wenn man das betont, dann müssen wir, solange wir es noch können, als Zeugen sprechen.“

Professor Rudi Nussbaum, Portland, Oregon, April 2006

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----|
| Vorwort..... | 9 |
| KAPITEL 1: PFARRER FRIEDRICH SCHNITTGER (1902–1992) | |
| Kindheit und Jugend..... | 13 |
| Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. | |
| Pfarrer in Neuhaus-Schierschnitz | 33 |
| Wider das Vergessen..... | 92 |
| „Christentum bedeutet Entscheidung“ (Dietrich Bonhoeffer) – Deutsche Christen und NS-Kirchenpolitik vs. Evangelische Kirche im Widerstand | 96 |
| KAPITEL 2: ELSE UND KONRAD REISNER (1910–2002 / 1908–2003) | |
| Konrad Reisner: Der radikale Pazifist | 107 |
| Else Reisner: Marxistische Intellektuelle und völlig verjudet..... | 149 |
| Wir sind entkommen..... | 163 |
| Wir hätten uns in der alten Heimat fremd gefühlt | 188 |
| „Nie wieder Krieg“ (Kurt Tucholsky) – Militarismus und Aufrüstung vs. Frieden und Völkerverständigung..... | 210 |
| KAPITEL 3: LAUREEN UND RUDI NUSSBAUM (1927– / 1922–) | |
| Für Juden war in Deutschland kein Platz mehr | 221 |
| Den Nazis schutzlos ausgeliefert | 236 |
| Noch einmal eine neue Heimat suchen..... | 295 |
| „Es war eine Pracht, wie das Judenprogramm in Holland funktioniert hat“ (Adolf Eichmann) – Verfolgung der jüdischen Bevölkerung Hollands / Aus dem Tagebuch von Anne Frank | 305 |
| Anmerkungen..... | 309 |

Vorwort

Der Pfarrer einer kleinen thüringischen Gemeinde setzt der Vereinnahmung des Glaubens durch die nationalsozialistische Ideologie ein entschiedenes Nein entgegen, obwohl er damit seine persönliche Sicherheit und seine bürgerliche Existenz gefährdet; eine junge Mannheimer Sozialistin nimmt nur wenige Wochen nach ihrer Entlassung aus siebenmonatiger KZ-Haft Kontakt mit einer Widerstandsgruppe auf, um den Kampf gegen das Nazi-Regime fortzusetzen; der 23-jährige Sekretär der Breslauer Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft organisiert nach einem Aufmarsch des „Stahlhelm“ in seiner Heimatstadt ein deutsch-polnisches Freundschaftstreffen und macht sich damit nicht nur in den Augen der Nationalsozialisten des Landesverrats schuldig; und jüdische Flüchtlinge im besetzten Holland nehmen den Kampf gegen die Nazi-Besatzer auf, um der drohenden Verhaftung und Deportation in die Vernichtungslager zu entkommen.

„Il faut avoir l'esprit dur et le coeur doux“ – *einen unbeugsamen Willen und ein mitfühlendes Herz*. Diese Worte des französischen Philosophen Jacques Maritain können als eine Maxime gelten für die Haltung der Menschen, die in dem Buch „*Den Nazis eine schallende Ohrfeige versetzen*“ über Widerstand, Verfolgung und Überleben im Nationalsozialismus berichten: Friedrich Schnittger, der junge thüringische Bekenntnispfarrer, Else und Konrad Reisner in der deutschen Arbeiter- und Friedensbewegung aktiv, und Laureen und Rudi Nussbaum, jüdische Emigranten im holländischen Exil.

Ihr Denken und Handeln ist geprägt von der tiefen Überzeugung, dass sichtbares Unrecht nicht geduldet, geschweige denn mitgetragen werden darf, dass es kleinmütig ist, eine menschenverachtende und verbrecherische Politik einfach geschehen zu lassen, und dass man Anteil nehmen und Verantwortung tragen muss auch für das Schicksal des anderen. Ihr Handeln bezeugt ihre innere Kraft und ihren Mut, sich dem Unrecht zu widersetzen, den unbändigen Willen zu überleben und nicht aufzugeben.

Auch in ihrem Leben nach dem Überleben sind sie dem Ethos der Verteidigung der zivilen Freiheiten, der Verantwortung für das Gemeinwesen und ihrem hohen moralischen Anspruch, was Recht und was Unrecht ist, verpflichtet.

Es sind die in ihrem Wesen tief verwurzelten Einsichten und Überzeugungen, nach denen diese Menschen gelebt und gehandelt haben, die uns heute

Mahnung und Hoffnung sind. Jeder Generation stellt sich die Aufgabe anders und neu, nicht wegzusehen, wenn Unrecht geschieht, sich nicht in gleichgültige und bequeme Anpassung zurückzuziehen, sondern sich für das politische Überleben der Freiheit einzusetzen.

Zu den Menschen, die in diesem Buch zu Wort kommen, habe ich eine enge Beziehung. Das Vertrauen zwischen ihnen und mir war die Grundlage für die unbedingte Offenheit und Authentizität der Zeugnisse, die entscheidend für ihre Wirkung gerade bei jungen Lesern sein dürften. Pfarrer Schnitger ist der Vater einer Freundin seit Schultagen. Else und Konrad Reisner und Laureen und Rudi Nussbaum bin ich zum ersten Mal während meiner Tätigkeit als Dozentin an der Deutschen Sommerschule der Portland State University in Portland, Oregon begegnet. Aus dieser ersten Begegnung ist im Laufe der Jahre eine herzliche Freundschaft entstanden, für die ich dankbar bin.

Ihr Schicksal vor dem Vergessen zu bewahren, ist ein wichtiges Anliegen dieses Buches.

Berlin, im Juli 2009

Elke Stenzel

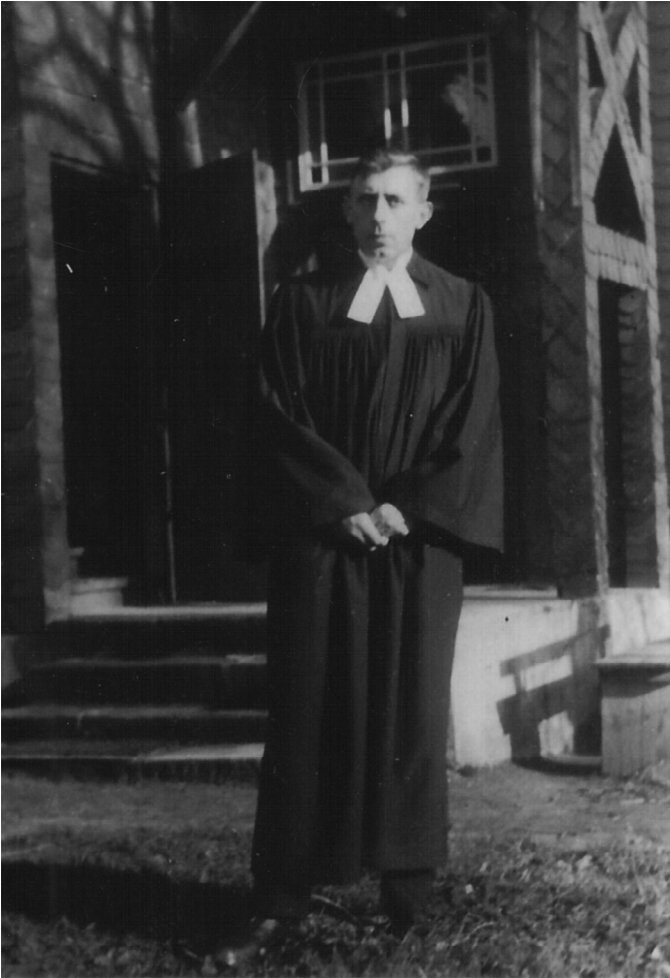


Abb. 1: Pfarrer Schnittger um 1934.

1 Pfarrer Friedrich Schnittger

„Ich wußte, daß ich nun nicht länger schweigen durfte, ohne mich mitschuldig zu machen an dem großen Betrug, der an der Kirche durch ihre eigene Leitung verübt wurde.“

Pfarrer Friedrich Schnittger im Sommer 1934 angesichts der Versuche, die protestantische Kirche gewaltsam gleichzuschalten.

Kindheit und Jugend

Vom Sohn des Tischlermeisters Friedrich Schnittger in Detmold/Lippe zum engagierten Bekenntnispfarrer in Thüringen: Pfarrer Schnittger berichtet im Sommer 1944 in Briefen an seine vierjährige Tochter über seine lippische Heimat, das Elternhaus, seine Jugend und den Entschluss, Pfarrer zu werden; aber auch über die letzten Jahre des Kaiserreiches, den 1. Weltkrieg und die Weimarer Republik.



Abb. 2: Pfarrer Schnittger mit seiner vierjährigen Tochter Renate, 1944.

Franzensbad*, den 26.07.1944

Gestern habe ich Dir über Deine Urgroßeltern geschrieben, die ich ja alle nicht selber kennen gelernt habe. Heute will ich Dir von meinem Vater erzählen.

Als er vor zwei Jahren starb, habe ich es recht bedauert, daß er Dich wohl noch erlebt hat, aber Du ihn doch nicht in rechter Erinnerung haben kannst. Du hättest ihn einmal sehen sollen, wenn er an seiner Hobelbank stand und die Bretter sägte und hobelte. Als ich so alt war, wie Du jetzt bist, nämlich ganze vier Jahre, war ich schon immer bei ihm in der Werkstube, und andere Jungen kamen hinzu und oft auch Leute, die etwas bestellen oder abholen wollten. Mein Vater wußte immer etwas zu erzählen. Oft sprach er über seine eigene Jugend, wo der älteste Sohn der Familie schon früh arbeiten mußte; dafür sorgen, daß die Ziegen zu fressen hatten, und weil die Mutter sehr oft krank war, mußte er sich um die Schwester und die jüngeren Brüder kümmern. Er erzählte oft, daß die Jugend schwer, aber doch schön gewesen war in der alten Krümmen Straße in der Residenzstadt Detmold.

Einen großen Eindruck hat es dem Jungen gemacht, wie die Erfindungen jener Zeit in seinem Leben Einzug hielten. Oft schilderte er die Bewunderung, mit der er bei reicheren Nachbarn die erste Petroleumlampe gesehen hatte, während er seine Schularbeiten noch beim Licht eines kleinen Öllämpchens machen mußte. Sein Vater habe einmal gesagt, es käme noch die Zeit, daß ein Wagen ohne Pferde durch die Straßen fahren würde. Das habe den Jungens aber ziemlich unglaublich geklungen. Er war wohl schon ein ziemlich großer Junge, als er eine weite Wanderung machte, um die erste Eisenbahn zu sehen. Und in seinem Alter merkte man noch etwas vom jugendlichen Stolz, wenn er die Worte wiederholte: Jubel tut's der Welt verkünden, Lippe kriegt ne Eisenbahn. Von seiner Schulzeit erzählte er, daß die Schüler sehr oft keinen Unterricht hatten, weil sie beim Lehrer im Garten arbeiten mußten. Im Allgemeinen habe er seine Schulzeit und vor allen Dingen seinen Konfirmandenunterricht in guter Erinnerung, und er war dem alten Konsistorialrat Engel noch dankbar für den Spruch, den er ihm als Waisenkind zur Konfirmation mitgegeben hatte: „Ich will Dich nicht verlassen, noch versäumen.“

Nach der Schulentlassung kam Dein Großvater dann in die Lehre bei seinem Vormund und Onkel, dem Tischlermeister Schneeberg in der Friedrichstraße in

.....
* Anmerkungen zu den mit einem * gekennzeichneten Namen oder Begriffen sind ab S. 309 aufgeführt.

Detmold. Frau Schneeberg war eine Schwester seiner Mutter. Wenn mein Vater mit mir durch Detmold spazieren ging, zeigte er mir oft die Haustüren und Fenster, die er schon in seiner Lehrzeit mit gemacht hatte. Bald nach Beendigung der Lehre ist Vater dann nach der Sitte der Handwerker hinausgezogen. Mehrere Jahre arbeitete er in Hannover, das ihm recht ans Herz wuchs. Dann ging die Wanderschaft in die Nähe von Bremen und Bremerhaven; besonders in Vegesack hat er wohl länger gearbeitet. Als er wieder nach Detmold zurückgekehrt war, war auch das Alter erreicht, Soldat zu werden. Ich konnte als Junge nicht genug davon hören, wenn er erzählte, wie er drei Jahre lang in Köln bei der Artillerie gedient hatte. Er scheint ein tüchtiger Soldat gewesen zu sein, denn seinem Wehrpaß nach wurde er schon sehr früh Gefreiter und brachte es bis zum Unteroffizier. Mit rechtem Stolz sah ich auf meinen Vater, wenn er von den großen Kanonen erzählte, mit denen er geschossen hatte. Nach drei Jahren konnte er dann singen: „Nun marschieren wir übern Rhein, in die Vaterstadt hinein.“

Er nahm dann seine Arbeit wieder beim Onkel Schneeberg auf, dessen Haus ihm zum zweiten Vaterhaus geworden war. Die Zeit, die dann folgte, spielte wohl keine allzu große Rolle in den Erzählungen meines Vaters, um so mehr aber in seinen Liedern. Seine große Freude in dieser Zeit waren das Theater und besonders die Oper. Wenn ich als Kind bei ihm auf der Hobelbank saß, oder mit den Hölzchen am Boden spielte, so sang er mit seiner schönen Tenorstimme Opernmelodien und am allermeisten aus seiner Lieblingsoper, dem *Troubadour* von Verdi. Hinzu kamen viele Lieder, die er im Gesangsverein mitgesungen hatte.

Franzensbad, den 27.07.1944

Gestern habe ich Dir über die Jugend meines Vaters geschrieben. Heute sollst Du zunächst etwas über meine Mutter hören. Man könnte sagen: Mein Vater war so sehr Detmolder, daß man sein ganzes Wesen von daher verstehen könnte. Meine Mutter aber ist aus Lippe, und das ist durchaus nicht dasselbe. Die Lipper sind verschlossen. Vielleicht ist es der Calvinismus, der sie verschließt vor der fröhlichen Weise. Die Lipper sind sparsam und redlich, so ganz zuverlässig. Und alle diese Eigenschaften vereinigten sich in Minna Tappe. Die Verschlossenheit brachte es allerdings mit sich, daß sie nie viel über ihr Leben erzählt hat. Was ich aber weiß, ist, daß sie und ihre beiden Schwestern die Eltern schon in ihrer Jugend verloren hatten. Als Vormund für meine Mutter wurde ein jüdischer Kaufmann bestellt, der wohl damals in Heidenoldendorf, dem Heimatort der drei Tappemäd-

chen, und später in Detmold lebte. Er scheint es ganz redlich mit seinem Mündel gemeint zu haben und nahm sie später als Hausgehilfin in seinen Haushalt. Meine Mutter war dann noch im Haus des damaligen Detmolder Bürgermeisters tätig und zuletzt in der Offiziersfamilie von Schlichting, gemeinsam mit Marta Schnittger, der jüngsten Schwester meines Vaters. Das war offenbar der Punkt, wo sich die Lebenslinien des Friedrich Schnittger und der Minna Tappe kreuzten, und daraus wurde dann im Jahr 1896 die Ehe. Die Mutter zog nun mit in die Wohnung des Vaters bei Schneebergs, und es bestand der Plan, daß mein Vater dort das Haus und Geschäft übernehmen sollte. Da meine Mutter aber das für die damaligen kleinbürgerlichen Verhältnisse große Vermögen von über 7000 Mark besaß, beschlossen die jungen Leute, mit dem Geld einen Bauplatz zu kaufen und darauf ein schönes Haus zu bauen. Es war für sie ein stolzes, aber gewagtes Unternehmen, in einer Reihe zu bauen mit den vornehmen Leuten der Stadt. Mann und Frau arbeiteten, so viel wie ihre Kräfte hergaben, bis das große Haus endlich fertig war. Gott behüte dieses Haus, daß es jetzt im Krieg die Bomben nicht treffen, und daß es auch nach dem Krieg unserer Familie erhalten bleibt.



Abb. 3: Das Haus in der Leopoldstraße.

Franzensbad, den 29.07.1944

Nun habe ich Dir schon über die Eltern und das Haus geschrieben, in dem am 13. Januar 1902 Paul Friedrich Emil Leopold Schnittger geboren wurde. Der kleine Junge hatte nicht wie Du ein besonderes Kinderzimmer, auch kein

besonderes Eßzimmer. Das ganze Leben spielte sich in der Küche ab, die im Keller lag, mit allerdings hellem Blick zur Straße. Außer diesen Räumen hatten wir im Haus nur noch unser reichlich dunkles Schlafzimmer, im unteren Stockwerk in der Nordostecke und gegenüber die Stube, in die wir aber eigentlich nur zu Weihnachten hineingingen, und die wir zuweilen auch noch möbliert vermieteten. Das Haus hatte etwa 25 000 Mark gekostet, und so war es mit einer schweren Schuldenlast versehen. Es galt deshalb, so viel Miete wie möglich zu gewinnen. So gehörten zu meiner ersten Umwelt auch die Hausbewohner, besonders Fräulein Elise Sauerländer, die Leiterin des Detmolder Lyceums, die über 30 Jahre in unserem Haus gewohnt hat, und der ich für manch geistige Hilfe dankbar bin. Und das Geschäft meines Vaters brachte es mit sich, daß in die Küche immer viele Leute kamen, oft auch sehr vornehme Herrschaften. Auf der anderen Seite kamen auch meine drei Cousinsen Else, Lilly und Agnes zu Besuch, die damals noch in Detmold wohnten, wo ihr Vater beim fürstlichen Marstall angestellt war. Und dann wurde am 24. November 1904 unsere kleine Marga geboren. Ein sehr schlichtes Leben in meiner engsten Umwelt und ein vornehmes Leben in der etwas weiteren Umgebung bestimmten auch später mein Leben und gaben ihm manche Spannung.



Abb. 4: Marga und Friedrich Schnittger, 1906.

Nach wenigen Jahren stellten sich auch die Freunde ein. Da wohnten in unserer Straße besonders die Familie Petri mit vier Jungen und die Familie Binz mit drei Jungen. Das war der feste Kern der Hausbesitzersöhne. Dazu die anderen Kinder, die nur mehr oder weniger lange in der Leopoldstraße wohnten.

Uns Jungen gehörten die Straße und die Gärten. Dazu hatten wir drei Standquartiere, die einen ganz verschiedenen Charakter hatten. Da waren Petris Kinderzimmer und daneben ein Raum voll mit herrlichsten Spielsachen. Es gab z.B. Rüstungen, mit denen wir Jungen als Kürassier, Husar oder auch als einfacher Infanterist eingekleidet wurden. Helmut Petri, der sieben Jahre älter war als ich, band uns zuweilen noch eine Zigarrenkiste auf den Rücken, damit wir als rechte Soldaten erscheinen sollten.

Wenn aber diese Soldatenspiele begannen, zog ich mich meist recht bald nach Hause zurück, da ich kein Freund des Soldatenspiels war. So ist es mir heute durchaus nicht verwunderlich, daß mein bester Freund aus jener Zeit ein Oberst und ich ein gemeiner Soldat bin. Es geht doch schließlich alles gerecht zu.

Unser anderes Standquartier war bei Binz, unserem Haus gegenüber, in der Laube. Otto Binz, der so alt war wie Helmut Petri, war in seiner Jugend ein Künstler. Er malte und machte Musik auf seiner Ziehharmonika, aber besonders verehrten wir ihn als Theaterdirektor. Er hatte ein großes Puppentheater, und schon als kleine Jungen wurden wir bei ihm angestellt, und wenn es zunächst auch nur zum Knipsen der Eintrittskarten war. Einmal haben wir Schillers *Turandot* gespielt, eine Aufführung, die uns so viel Geld einbrachte, daß wir in allerlei Genüssen schwelgen konnten. Noch heute klingt mir der leidenschaftliche Ruf hinter dem Puppentheater in den Ohren: „Tot oder Turandot“.

Das dritte Standquartier war die Werkstube meines Vaters. Hier wurde viel gelacht, denn mein Vater wußte immer wieder Geschichten und Witze zu erzählen. Aber er führte auch viele politische Gespräche und fand bei einigen Jungen begeisterte Zuhörer. Die großen Landkarten, besonders die Weltkarte, wurden immer wieder mit höchstem Interesse studiert.



Abb. 5: Bei Familie Binz.

Doch jetzt will ich weiter von der Familie berichten. Die Schnittgers in der Leopoldstraße zu Detmold hatten schon ein kräftiges Streben, es im Leben weiter zu bringen. Das war aber nicht leicht. Ein Tischler verdiente nur ein kärgliches Geld. Meist lag der Jahresverdienst um 1000 Mark. Da mußte der Vater oft mehrere Stunden an alten Stühlen stehen, die er zu flicken hatte und durfte von der Kundschaft doch nicht mehr als 75 Pfennig fordern. Der Vater hatte keine Maschinen; bis in den Weltkrieg hinein auch keinen Lehrling oder Gehilfen. Alles mußte er mit seinen Händen arbeiten. Da mußte dann auch die Mutter oft in der Werkstube stehen, die Bretter halten und den Wagen mit schieben, wenn er schwer beladen war mit Brettern, um zu einem Geschäft zu fahren, wo es Hobelmaschinen und maschinelle Sägen gab. Sobald ich etwas größer war, gab es für mich unendliche Handlangerdienste in der Werkstatt. Fast täglich durfte ich das Pferdchen ersetzen vor dem Wagen, voll beladen mit Holz oder Möbeln. Ein besonderer Freudentag war es immer, wenn auf dem Wagen ein Sarg stand. Dann kam nämlich etwas mehr Geld in die Familie. Bis in die Nächte hinein mußte ich meinem Vater mit der Petroleumlampe bei seiner Arbeit leuchten.



Abb. 6: Tischlermeister Schnittger und seine Gehilfen, um 1910.

Franzensbad, den 31.07.1944

Nach einem schönen Sonntag ist es jetzt wieder Montag geworden, und draußen ist der Himmel dunkel und trübe. So ist es im Leben. So war auch meine Jugend nicht reiner Sonnenschein. So viel der Vater für uns tat, und so gut er es im allgemeinen mit uns meinte, so denke ich mit Schaudern zurück an die Tage des Jähzorns, der um die nichtigste Kleinigkeit ausbrach, und der dann von Tagen des Verdrusses gefolgt wurde. Ich bewundere noch heute die immer gleiche Liebe meiner Mutter. Wenn ich heute die Worte von der Liebe lese, die langmütig und freundlich ist, und die nicht eifert, die nicht das Ihre sucht, die sich nicht verbittern läßt, die das Böse nicht zurechnet, so weiß ich, etwas von dieser Liebe durfte ich bewundern in den dunklen Stunden unserer Familie.

Als meine Eltern mich auf die Vorschule des Gymnasiums in Detmold schickten, war das für sie nicht leicht. Das Schulgeld war eine außerordentlich schwere Belastung unserer Finanzen. Das Ziel war, daß ich das „Einjährige“ machen sollte. Das war die Reife für die Obersekunda, mit der Berechtigung zum „einjährigen freiwilligen Militärdienst“, und dann sollte ich Beamter

werden, möglichst Sekretär bei der lippischen Regierung, vielleicht auch bei der Post oder einer anderen Behörde.

In der Erlernung der fremden Sprachen war ich kein Meister, und auch in den anderen Fächern brachte ich es nicht zu glänzenden Ergebnissen. Waren die Arbeiten schlecht ausgefallen, so versuchte Vater unerbittlich mit dem „roten Onkel“ nachzuhelfen, einem Rohrstock, der rot gebeizt war. Mehr als dieser trieb mich oft der Gedanke, daß das so überaus mühsam verdiente Schulgeld verloren sein könnte, zu ganz gewaltigem Fleiß an. Da ich aber nicht immer schlechte Zensuren vermeiden konnte, kam die Versuchung, diese zu verheimlichen. Dabei lernte ich dann die Wahrheit des Wortes kennen: „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie ohn' Unterlaß fortzeugend Böses muß gebären“. Aus den Heimlichkeiten wurden Lügen und daraus Ängste, die mir das Leben verleideten wie nichts später. Meine Schularbeiten litten darunter, daß ich fast jede freie Stunde in der Werkstube und an der Hobelmaschine gebraucht wurde. Bisweilen wurde ich ins Klassenbuch eingetragen, weil ich keinen Zeichenblock oder Farben, Turnschuhe und gar Bücher hatte. Ich wagte nicht, sie zu Hause anzufordern, besonders da meine Eltern meiner Schwester keine höhere Schulbildung ermöglichen oder Geld für andere Dinge aufbringen konnten.

Ein frühreifes Interesse aber hatte ich an der Politik und damit verbunden an der Geographie. Ich war wohl kaum Sextaner, als der Balkankrieg* geführt wurde. Ich ließ mir keine Zeitungsmeldung entgehen. Ich weiß noch, mit welcher Ungeduld ich auf den Fall von Adrianopel gewartet habe. Hatte ich freie Zeit, so saß ich am liebsten vor meinem Atlas und ärgerte mich, daß auf der Weltkarte so viel englisch war. Ich führte für mich immer neue Eroberungskriege, jedes Mal mit dem Erfolg, daß fast das ganze britische Empire deutsch wurde. Meine vaterländische Begeisterung wurde noch mehr gesteigert durch die großen Erinnerungsfeiern an die Befreiungskriege* von 1813. Wie bedauerte ich, daß die Zeiten der Kriege vorbei zu sein schienen. Du kannst nun wohl verstehen, wie es meine Jungenseele erfüllte, als gerade in diesen Tagen, da ich schreibe, vor 30 Jahren der Erste Weltkrieg ausbrach. Als England uns dann auch den Krieg erklärte, wurde ich ernst und sagte zu Reinhard Petri, daß wir wohl später in dem Freiheitskrieg unsere Heldentaten zeigen müßten. Ich stand damals tagelang an der Kaserne und drehte den Schleifstein, an dem die Seitengewehre geschliffen wurden. In unser Haus kamen sehr viele Soldaten zur Einquartierung. Sie waren voller Ungeduld, weil sie fürchteten, daß der Krieg, ehe sie in den Kampf ziehen konnten, zu Ende

war. Dann kamen die großen Siege. Ich fieberte fast täglich dem Erscheinen des Extrablatts mit dem Wehrmachtsbericht entgegen, um es möglichst als erster zu lesen, denn an ein Radio dachten wir damals ja noch nicht. Wenn ein Sieg errungen war, so kündigte die Zeitung Kanonenschläge an. Dann war ich keine Minute mehr zu halten. Im Laufe der Jahre erfolgten die Feldzüge in fast alle Himmelsrichtungen. Als junger Stratege saß ich immer wieder vor meinem Atlas und sann mich in alle Möglichkeiten hinein. Ich blieb aber hoffnungsfroh, denn ich vertraute den amtlichen Berichten bedingungslos, und die meldeten nur Siege, aber keine Niederlagen.

Im Laufe der Zeit war der Mangel an Lebensmitteln immer deutlicher zu spüren. Ich weiß noch, welch ein Jubel im Haus war, nachdem ich in Horn eine Brotmarke gefunden hatte. Ich war auch froh, wenn ich in den Ferien zu unseren Verwandten aufs Land fahren konnte, wo ich mich wieder satt essen konnte.

So gingen die Jahre dahin, und wir konnten uns damals kaum vorstellen, daß der Krieg jemals wieder ein Ende nähme. Am wenigsten aber ahnten wir, daß wir fast alles nach einem Vierteljahrhundert noch einmal erleben würden.

Franzensbad, den 1.8.1944

Heute gehen wir zurück in das Jahr 1918. Es war nicht nur für das Volk ein wichtiges Jahr, sondern auch für meine Entwicklung. Zu Ostern hatte ich das Ziel meiner Schulausbildung erreicht. Das Einjährige war mit einem großen Examen bestanden. Der Traum so vieler Jahre, daß der Junge bald auch einen Verdienst mit nach Hause bringen würde, schien vor seiner Erfüllung zu stehen. Aber es stellte sich heraus, daß die Behörden nur sehr schwer neue Beamtenanwärter einstellten. Meine Schrift lud ja auch nicht gerade dazu ein, mich in einen Schreiberberuf zu übernehmen. So entschlossen wir uns, noch ein Jahr Ausbildung hinzuzufügen, um die Primarreife zu erlangen. Der Entschluß wurde dadurch erleichtert, daß sich im Laufe des Krieges der Verdienst meines Vaters erheblich gebessert hatte. Dadurch, daß viele Tischler Soldaten waren, und der Krieg viele Opfer forderte, mußte mein Vater sehr viele Säрге liefern, und diese Sargbretter wurden für mich zu Sprungbrettern in eine neue Welt. Gott hat merkwürdige Mittel, um die Menschen zu führen.

In der Untersekunda hatten wir als Lehrer in Deutsch, Französisch, Englisch, Geschichte und Geographie den neu ernannten Studienrat Fritz Klingler bekommen. Er gehörte zu den pädagogischen Avantgardisten jener Tage am Ende des Ersten Weltkrieges mit seinen Kollegen Hermann Schmidt und Karl Weerth. Damals herrschte in der Pädagogik noch ganz das Schema von Vorgesetzten und Untergebenen. Und nun kam da ein Mann, der ganz für die Schüler da sein wollte, der ein Ohr und ein Herz auch für die schwächsten Schüler hatte. Er verzichtete auf alle äußere Bekräftigung seiner Autorität, aber gewann eine Autorität, wie sie damals noch selten an Schulen war. Obgleich ihm meine Schwäche in den modernen Sprachen nicht verborgen blieb, begegnete er mir mit einem unverkennbaren Wohlwollen. In der Obersekunda hatten wir leider keinen Unterricht bei ihm. Aber wir bekamen als Deutschlehrer seinen Freund, Reformpädagoge wie er, den mir bis dahin fast unbekanntem Studienrat Hermann Schmidt. Auch er empfing mich gleich in der ersten Stunde mit lebhaftem Interesse. Er behandelte uns nicht wie Schüler, sondern wie junge Freunde. So kam es, daß ich anfangs, das große Wort zu führen und die Schüchternheit des bisherigen Schülerlebens hinter mich zu werfen. Diese Entwicklung wurde noch ganz besonders dadurch gesteigert, daß in unsere Obersekunda sechs Mädchen mit aufgenommen wurden, die mich mit den Augen ansahen, mit denen mich unser geliebter Hermann Schmidt, genannt Schmidtchen, betrachtete. Das tat mir überaus wohl, und besonders die Freundschaft der Anneliese Schemmel, der Tochter eines bekannten Chirurgen, wirkte auf mich wie eine strahlende Frühlingssonne.

Seinen Höhepunkt fand dieses Schülerleben, als Schmidt uns einlud, zu Leseabenden in seine Wohnung in der Leopoldstraße in der Nähe der Kaserne zu kommen. Im Laufe der Zeit bildete sich ein fester Kreis von Teilnehmern. Wir lasen Werke von Ibsen, Spitteler* und Hermann Hesse, aber auch Fichte. Unser Kreis aber war noch durch etwas anderes bestimmt. Als wir Obersekundaner waren, hörte im November plötzlich der Krieg auf, und die Revolution brach aus. Ich denke noch an jenen Sonntag, als auf dem Schloß in Detmold die rote Fahne gehißt wurde. Ich sehe noch den langen Revolutionszug, voran der Arbeiter- und Soldatenrat, durch die Straßen Detmolds marschieren. Ich höre noch die Nachricht von der Flucht des Kaisers nach Holland. Was mich aber bis ins Innerste erschütterte, war die Entdeckung: Du bist betrogen. Die amtlichen Tagesmeldungen, die vier Jahre lang meine tägliche Kost gewesen waren, und zu denen ich das volle Vertrauen gehabt hatte, waren Tendenzmeldungen gewesen, aus denen alle Schatten ausradiert worden

waren. Dazu die andere Erkenntnis: Viele Männer, die uns Kindern nationale Begeisterung gepredigt hatten, hatten sich im Krieg gedrückt, während so viele der verachteten Sozialdemokraten, die wir als vaterlandslose Menschen angesehen hatten, im Krieg tapfer gekämpft hatten und in großer Zahl gefallen waren. Ihren schärfsten Ausdruck fand diese Krise in meinem Leben in einem Klassenaufsatz mit dem freien Thema: „Gedanken, auf die mich die Ereignisse der letzten Zeit brachten“. Ich stellte leidenschaftlich die Frage: Was ist denn Wahrheit? Wo ist der ruhende Pol in der Erscheinung Flucht? Die ganze Enttäuschung hinsichtlich der Ideale der Jugend brachte ich auf das Papier. Meine Entwicklung aber ging weiter. Herr Schmidt selbst bezeichnete sich als Sozialdemokrat. Er begeisterte sich für alles Neue, was sich damals auf den Gebieten der Politik, der Literatur und der Kunst regte. Ich kam in diesen Monaten immer mehr in ein radikales Fahrwasser. Jedenfalls erschien ich meiner Umwelt so. Meine Anschauungen lassen sich mit den beiden Begriffen Kommunismus und Anarchismus beschreiben. Dabei hatte ich nicht die geringste Verbindung zu irgendeiner Partei. Wenn ich heute meine Gedanken von damals durchdenke, so finde ich sie noch durchaus richtig. Es galt für mich, das Recht des einzelnen Menschen und das Recht der Gemeinschaft in das rechte Verhältnis zu bringen. Hätte ich damals schon erfahren, was Augustin in seinem Gottesstaat schreibt, so hätte ich gewußt, daß er es als Endziel ansieht, daß aller Zwang und alle Herrschaft von Menschen über Menschen keinen Platz mehr haben, daß in der Liebe aber zugleich die völlige Bindung der Einzelnen untereinander gegeben ist. Das war es, was ich unter jenen Worten verstand.

Inzwischen war die Primarstufe erreicht, aber für die Beamtenlaufbahn war ich noch nicht bereit. Du wirst verstehen, daß ich jetzt ein immer größeres Interesse entwickelte, auf der Schule zu bleiben. Allerdings wurde die Berufsfrage immer quälender. Eine große Schwierigkeit ergab sich auch aufgrund der Tatsache, daß sich in der Lehrerschaft eine tiefe Kluft auftat. Es stand die alte Zeit der neuen erbittert gegenüber. So sehr ich nun von einigen Lehrern geschätzt wurde, so sehr haßten mich andere Lehrer. Am meisten haßte mich mein Klassenlehrer Prof. Hövelmann, bei dem wir von der Obersekunda bis zur Oberprima Mathematik hatten. Er hat mir bitteres Unrecht zugefügt. Während ich bis zur Untersekunda keine Schwierigkeiten in der Mathematik hatte, kam ich jetzt nicht mehr auf einen grünen Zweig. Selbst wenn ich die Aufgaben vollständig verstanden und richtig gelöst hatte, beurteilte er sie aus irgendeinem fadenscheinigen Grund negativ. Mit der Zeit gab ich allerdings

das hoffnungslose Rennen auf. Zum Glück hatten wir in den beiden Primen in den beiden Fremdsprachen Dr. Klingler als Lehrer. Die größten Auseinandersetzungen über unsere radikalen Anschauungen gab es im Religionsunterricht, den nach der Absetzung von Prof. Drude der Direktor der Schule, Dr. Schulte, übernommen hatte. Bei Drude war ich zuletzt in den Streik getreten. Auf Fragen antwortete ich: „Ich weiß es wohl, aber ich sage es Ihnen nicht.“ Schulte gab sich redlich Mühe, uns zu verstehen, aber er wurde mit uns Hitzköpfen nicht fertig. Mein großes Interesse galt damals der Philosophie. Ich las so viele philosophische Werke wie möglich, Kants *Kritik der reinen Vernunft* zum Beispiel, und brachte es zu einem guten Verständnis, was mein Selbstbewußtsein ganz erheblich stärkte. Dann kam endlich das Abitur. Unsere Gegner innerhalb der Lehrerschaft hofften, uns hier noch zu Fall zu bringen, aber der Direktor ließ eine gewisse Gerechtigkeit walten, obwohl wir nicht seine Freunde waren. Auf unserer Seite stand auch der Schulrat aus Münster, Prof. Vorländer, ein Philosoph, dem unsere Lage durchaus bekannt war. So konnte ich dann im März 1921 mit dem Abitur die Schule verlassen.

Franzensbad, den 2.8.1944

Gestern verließ ich Dich als Abiturient. So groß die Freude war über die bestandene Prüfung, so quälend wurde sogleich die Sorge, was nun werden sollte. Obgleich ich eine rechte Abneigung gegen die Beamtenlaufbahn hatte, wollten wir versuchen, eine Stelle beim Finanzamt zu finden. Was *ich* werden wollte, wußte ich nicht. Philosophie war eine brotlose Wissenschaft. Ich dachte wohl auch an den Beruf als Journalist, aber ich wußte, daß dazu doch ein ganz anderer Menschentypus gehört. Ich fuhr so schweren Herzens zum Landesfinanzamt nach Münster und war enttäuscht und froh zugleich, als ich dort eine Absage erhielt, wegen der schlechten Zensur in Mathematik. Ich hatte inzwischen damit begonnen, mein Brot in der Werkstatt meines Vaters zu verdienen. Um den 10. Mai, es war ein Samstagabend, saß ich wieder einmal bei meinem geliebten Lehrer Dr. Klingler. Da machte er mir in unserem Gespräch zu meiner großen Überraschung den Vorschlag, Theologe zu werden. Er fügte sofort hinzu, daß ich zunächst noch Latein, Griechisch und Hebräisch zu erlernen hätte, aber das könnte ich schaffen. Wenn ein anderer Freund mir das gesagt hätte, so hätte ich es wohl für unmöglich gehalten. Da es aber mein

langjähriger Sprachenlehrer empfahl, so mußte es ja wirklich möglich sein. Der ganze Vorschlag kam für mich wie eine Erleuchtung vom Himmel. Als ich abends nach Hause ging, war ich fest entschlossen, jeden Widerstand zu überwinden und Theologe zu werden.



Abb. 7: Dr. Klingler und sein Schüler.

Ich versuchte zunächst, Erkundigungen einzuziehen über die voraussichtlichen Kosten und sonstige Notwendigkeiten, da ich ja vor einer ganz neuen Situation stand. Einige Tage später ging ich mit meinem Vater zur Arbeit und eröffnete ihm meinen Entschluß. Er antwortete nicht viel, aber ich merkte ihm die Erregung wohl an. Als wir abends wieder in der Küche waren, mußte nun auch Mutter hören, was beschlossen war. Sie war sehr erschrocken. Seit drei Jahren war der Eintritt in den Beruf nun schon hinausgeschoben worden. Und jetzt sollte er wieder auf unbestimmte Zeit vertagt werden. Sie hatte immer gehört, daß so ein Studium ein Vermögen kostete. Wo sollte das hergenommen werden? Vor allen Dingen hatte sie meine innere Entwicklung nicht verstehen können, denn die Zeit nach dem Kriegsende hatte nicht nur meine Weltanschauung ins Wanken gebracht, sondern war auch hart auf den Glauben getroffen. Ich konnte es meiner lieben Mutter also wirklich nicht verden-

ken, daß sie einige Wochen brauchte, um sich mit der neuen Situation abzufinden. Meinem Vater war das leichter gefallen. Die vornehme, gebildete Welt war immer sein Ideal gewesen, und der Gedanke, Vater eines Akademikers zu werden, war ihm durchaus lieb. Ich weiß noch, daß am 12. Juni 1921, dem Tag der silbernen Hochzeit meiner Eltern, meine Berufsfrage noch immer auf der Familie lastete, bis es dann endlich keinen Zweifel mehr gab, daß an meinem Entschluß nicht viel zu ändern war.

Franzensbad, den 3.8.1944

Im Herbst 1921 kam ich Weltkind also nach Bethel, um an der Theologischen Schule das Studium zu beginnen, d.h. zunächst einmal Latein, Griechisch und Hebräisch zu lernen. Aller Anfang ist schwer, aber damals war der Anfang besonders schwer. Im Jahr zuvor war ich so stolz als Obmann der Oberprima, als bewunderter Philosoph. Hier in Bethel konnte ich gar nicht mitreden. Ich stand vor den meisten Problemen wirklich wie die Kuh vor dem Scheunentor, und Arbeit hatte ich mehr als genug mit den drei Sprachen. Doch am Ende des zweiten Semesters bestand ich in Bielefeld mein Hebraikum und später, nach meinem ersten Göttinger Semester, die Prüfungen in Latein und Griechisch.

Zum Wintersemester 1922/23 wurde ich Student in Göttingen. Im ersten Semester hatte ich noch viel mit den Sprachen zu tun, aber so oft wie möglich ging ich auch in philosophische Vorlesungen und Seminare. So hörte ich schon zu Beginn meines Studiums eine Vorlesung von Karl Barth über den Jakobusbrief. Ich verstand nicht alles, was er ausführte, aber ich ahnte, daß hier einer der führenden Köpfe unserer Zeit vor mir stand. Im nächsten Semester kam ich auch zu den offenen Abenden, die jede Woche in seiner Wohnung stattfanden und an denen gründlich theologisch gearbeitet wurde. Ich las in jener Zeit auch fleißig die Bibel und füllte so meine bis dahin mangelhaften Kenntnisse der Heiligen Schrift auf. Aber trotz allen Eifers und aller Kenntnisse blieb ich in der christlichen Kirche doch noch ein Gast und Fremdling. So schied ich von Göttingen im Frühjahr 1924. Es waren drei schöne Semester. Wie schwer sie in anderer Hinsicht waren, will ich Dir im nächsten Brief schildern.



Abb. 8: Der Student, 1924.

Franzensbad, den 4.8.1944

Was ich Dir heute schildern möchte, könnte ich mit dem Wort „Inflation“ überschreiben. Du wirst in Deinem Leben sicher noch davon hören, sie hoffentlich aber selber nicht erleben. Die Mark war nach dem Krieg nur noch etwa den zehnten Teil wert von dem, was sie früher gegolten hatte und am Ende der Inflation nur noch den billionsten Teil. Was das bedeutete, will ich Dir am Beispiel unserer Familie zeigen. Wenn damals z.B. ein Kunde zu meinem Vater kam, eine Kücheneinrichtung bestellte und fragte, was sie kostete, so antwortete mein Vater vielleicht hunderttausend Mark. Wenn dann die Küche fertig war, und sie bezahlt wurde, so war das Geld inzwischen so viel weniger wert geworden, daß man für die 100 000 Mark nur noch ein Brot

kaufen konnte, und wenn der Kunde nicht sofort bezahlte, oder wir das Geld ein paar Tage im Haus liegen ließen, so konnte man nur noch ein Pfund Salz dafür bekommen. Meine Eltern waren auch dem Finanzgebaren dieser Zeit nicht gewachsen. Meine Mutter verwaltete immer unsere Einnahmen und Ausgaben, und ihr oberster Grundsatz war stets, alles so pünktlich zu bezahlen, daß nie eine Mahnung in unser Haus kam. Sie wäre als große Schande empfunden worden. In der Inflation aber setzten sich andere Geschäftsprinzipien durch. So kam erneut die rechte Armut über uns.

Noch in meiner Göttinger Zeit gab es Brotmarken, und auch andere Lebensmittel waren nach mehr als vier Nachkriegsjahren noch nicht wieder erhältlich. Wenn ich am Ende der Semesterferien wieder nach Göttingen fuhr, hatte ich zwei Holzkisten und einen Rucksack zu schleppen, in denen außer den Büchern noch Brot, Zwetschgenmus und andere Lebensmittel waren. Manche Studenten bekamen aus der Heimat sogar Kartoffeln und Kohlen. Einen Reisekoffer besaß ich während des Studiums noch nicht, und eine Büchermappe bekam ich erst in einem meiner höheren Semester von meiner Tante geschenkt. Während des ganzen Studiums besaß ich nur zwei Anzüge, den „Guten“, den ich schon in Bethel hatte, und in dem ich 1926 noch meine theologische Prüfung bestand, und einen anderen, den mir mein Onkel Leopold aus einem schon getragenen Anzug geschneidert hatte. In Göttingen besohlte ein Schuster meine Schuhe. Nach meiner Erinnerung waren dies die ersten heilen Sohlen, die ich seit Kriegsende wieder unter die Füße bekam. Um mein Studium fortsetzen zu können, mußte ich in den Semesterferien mein Brot verdienen. Einmal war ich Betonarbeiter, ein anderes Mal arbeitete ich in einer Möbelfabrik.

Als ich einmal aus Göttingen in den Ferien ins Elternhaus kam, fand ich meinen Vater schwerkrank liegen an einer Lungen- und Rippenfellentzündung. Da in dieser Zeit kein Geld verdient wurde, und das, was noch da war, schon wieder entwertet war, so fehlten die Mittel, um das tägliche Brot zu kaufen. Ich brachte meine alten Schulhefter zum Althändler. Von dem Erlös konnten wir Lebensmittel kaufen. Dann verkaufte ich alte Bleirohre. So kamen wir über die Not hinweg. Mein Vater wurde, Gott sei Dank, wieder arbeitsfähig, und ich selber war damals auch immer gesund. Aber meine Lage war trotzdem eine schwierige, denn auch nach dem Ende meines Studiums bestand kaum Hoffnung auf Besserung meiner finanziellen Situation. In jener Zeit war das Vermögen der Kirche durch die Inflation verschwunden, und die Kirchensteuern waren gering. So kam es, daß Pfarrer oft weniger verdienten

als Straßenkehrer. Es war deshalb nicht verwunderlich, daß ich durch Jahre hindurch der einzige Theologiestudent in Lippe war. Und meine Mutter mußte oft genug die Vorwürfe wohlmeinender Frauen einstecken, daß die Eltern töricht seien, ihren Sohn Theologie studieren zu lassen. Ich ließ mich durch diese Dinge aber keinen Augenblick beirren, mein Studium fortzusetzen. Ein starker Halt war für mich die Gewißheit, daß, wenn ich finanziell gar nicht weiter gekonnt hätte, mein ehemaliger Lehrer und Freund Dr. Klingler mir geholfen hätte. Eine wichtige Unterstützung war auch, daß meine Schwester Marga damals als Näherin einen schmalen Verdienst hatte, den sie ganz der Familie zur Verfügung stellte.



Abb. 9: Familie Schnittger um 1920.

Das merkwürdige Ergebnis der Inflationszeit war, daß ich den größten Teil meines Studiums fast ohne Geld absolviert hatte. Ferner, daß von unserem Haus der größte Teil der Schulden gewichen war, während diejenigen, die während der Inflation durch Devisengeschäfte viel Geld verdient hatten, sich oft einen neuen Beruf suchen mußten und vielfach noch mit sehr hohen

Bankschulden belastet waren. („Gott ist der rechte Wundermann, der bald erhöhen, bald stürzen kann.“)

Franzensbad, den 5.8.1944

Heute sollst Du mit mir in die Stadt fahren mit der außerordentlich schönen Elisabethkirche im frühgotischen Stil und dem stolzen Schloß hoch über dem Lahntal, in der einst Luther und Zwingli gründlich über theologische Fragen gesprochen haben, sich aber nicht vollkommen einigen konnten. Als ich im Sommersemester 1924 nach Marburg kam, hatte ich in den ersten Tagen nur wenig Blick für ihre Schönheit, sondern meine Augen schauten nur besorgt, ob nicht doch irgendwo ein Zimmer für mich frei war. Zunächst fand ich nur ein fast unmöbliertes Kämmerchen in einem Dorf vor Marburg und dann ein häßliches Zimmer innerhalb der Stadt. Aber die Häßlichkeit des Raumes wurde erhellt durch das, was ich bisweilen in schlaflosen Nächten zu durchdenken hatte. In Marburg lehrte damals Professor Paul Tillich. Ich bin noch heute dankbar, daß ich Schüler sein durfte bei diesem Mann mit einer Schärfe des Geistes und einer Weite des Blickes, die mich heute noch mit Ehrfurcht erfüllen. Durch ihn bin ich eigentlich erst zu einem christlichen Theologen geworden. Besonders ein Satz war es, der in mir die Wende vollbrachte: „Offenbarung ist der Durchbruch des Unbedingten in das Bedingte. Sie ist weder Vollendung noch Zerstörung der bestehenden Form, sondern ihre Erschütterung und Umwendung.“ Ich erkannte das als verkappte Religion, was uns in unserer jugendlichen Sturm- und Drangzeit erschüttert und umgewandelt hatte. Wir hatten damals geglaubt, schon in der Vollendung zu stehen und wähten, die zerbrochene Welt sei zerstört, während sie doch durchaus beständig blieb. Es ist der gleiche Wahn, dem noch heute und zu aller Zeit Menschen verfallen, die einen geistigen Durchbruch erleben. Sie verabsolutieren ihre zufälligen Erfahrungen. Die Christenheit aber lebt in dem Bekenntnis: „Soli Deo Gloria“. Es gehört zu meinen schönsten Erinnerungen, wie für mich damals ein Teil des christlichen Bekenntnisses nach dem anderen einleuchtend wurde. Ich habe Professor Tillich von Neuhaus noch einmal in Frankfurt besucht. Leider mußte er 1933 Deutschland verlassen und wurde Professor in Amerika wie Karl Barth, der in die Schweiz ging.